

# I. DAS LUFTSCHIFF

Erste Eindrücke (2004)

Durch die Verknüpfung ungünstiger Umstände fiel Elfriede Alberich einem Würger in die Hände. Sie hörte noch jemanden hinter sich herlaufen. Zuletzt ihren dünnen Schrei.

Als sie wieder zu sich kam, war ihr das alles entfallen. Sie lag auf einer Liege oder Bahre. Drei weiß gekleidete Burschen umringten sie. Elfriede hielt sie für Sanitäter vom „Arbeiter-Samariter-Bund“. Erste-Hilfe-Leistungen auf Rummelplätzen und bei Sportveranstaltungen fielen in die Zuständigkeit des „Arbeiter-Samariter-Bundes“, wusste sie. Woher wusste sie es? Und was brachte sie auf die Idee, sich auf einem Rummelplatz oder Sportgelände zu befinden?

Die drei sahen recht jung aus für Sanitäter. Je älter man selbst wurde, desto jünger erschienen einem die Burschen. Soldaten, Feuerwehrmänner, Polizisten – alles die reinsten Kinder!

Elfriede dachte, dass es wohl angebracht war, zu fragen: Was ist passiert? Aber wie sie merkte, fehlte ihr die Stimme. Sie räusperte sich. Doch ehe sie noch versuchen konnte, sich zu artikulieren, ergriff schon einer der Sanitäter das Wort: „Sie wurden in der Prater Hauptallee überfallen und gewürgt, Frau Alberich.“ Er sagte es mit geschulter Freundlichkeit und Unaufgeregtheit, geradezu heiter. Auch die beiden anderen lächelten engelhaft. Sie halfen Elfriede, sich aufzurichten und die Füße auf den Boden zu stellen. Geschickte und zugleich behutsame Handgriffe und Hilfeleistungen.

Alles sehr angenehm, wäre da nicht der Schrecken gewesen. Überfallen? Gewürgt? In der Hauptallee? Elfriedes Erinnerung war verschwunden. Zumindest vorläufig.

„Aah – ahh?“ Krächzende Laute, die an missmutige Krähen erinnerten.

Der Sanitäter legte den Finger auf den Mund. „Sie müssen nichts sagen, Frau Alberich. Wir erklären Ihnen, was geschehen ist. Der Mann, der Sie überfallen hat, wurde bereits gefasst. Jemand beobachtete den Vorfall von der anderen Straßenseite aus und machte sich gleich an die

Verfolgung, wobei er zugleich per Handy die Polizei verständigte. Kurz darauf wurde der Täter festgenommen und auf der Polizei-Inspektion verhört. Die Verhöre und Zeugeneinvernahmen wurden wegen des schwerwiegenden Verdachts, einen Serientäter gefasst zu haben, auf der Sicherheitsdirektion fortgesetzt. Dabei stellte sich heraus: Der Festgenommene ist gar nicht der gesuchte Prater-Würger ...“

Elfriede hob bittend die Hand. Er kapierte sofort, woran es bei ihr neben der strangulationsbedingten Heiserkeit zu allem Überfluss noch haperte: Elfriede litt an retrograder Amnesie. Verlust des Kurzzeit- und womöglich auch des Langzeit-Gedächtnisses. Offenbar wusste sie nicht, wovon er redete. Also ergänzte er: „Es handelt sich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht um den Würger, der seit einigen Wochen im Prater Frauen überfällt.“

Er beendete den Satz etwas abrupt – so, als hätte er fast hinzugesetzt: „Leider“. „Nein, der Mann, der Sie überfiel, Frau Alberich, scheidet als der gesuchte Serienmörder wohl aus. Er ist nichts als ein – gestatten Sie mir die pauschalisierende Ausdrucksweise – grenzdebiler Waldviertler, der mit Bekannten auf der Messe und anschließend auf SaufTour war. Wie die polizeiliche Befragung dieser Bekannten ergab, war er von ihnen damit aufgezogen worden, noch nie eine Freundin gehabt zu haben. Die Rede kam dann auf den ‚Prater-Würger‘, der ‚nicht erst lang fackelt‘, wie einer von ihnen sich ausdrückte. Irgendwann dürfte es unserem Mann zu viel geworden sein. Er torkelte aus dem Lokal und stürzte sich auf die erstbeste Frau, die ihm über den Weg lief. Sie hatten Glück, Frau Alberich. Der Mann ist zwar kräftig, doch war er so ungeschickt oder einfältig, mit den Händen unter Ihren Jackenkragen zu fahren, anstatt Sie direkt am nackten Hals zu packen. Der Kragen hat Sie einigermaßen geschützt. Die Verhöre gestalteten sich recht schwierig, weil der Mann nicht nur geistig eingeschränkt ist, sondern zudem noch einen starken Sprachfehler aufweist – das heißt: auch als Nüchterner lallt. Doch nach seiner Einvernahme und nach der Befragung der Zeugen und Zechkumpane ergab sich das Bild eines typischen Nachahmungstäters. Besser gesagt: eines Möchtegern-Nachahmungstäters.“

Inzwischen zweifelte Elfriede daran, sich hier auf einer Erste-Hilfe-Station zu befinden. Das war nicht die Sprache eines einfachen Sani-

täters! Lag sie denn im Krankenhaus? Handelte es sich bei den weißgewandeten Burschen um kommunikativ geschulte Jungärzte? Konnten auch Jungärzte aussehen wie halbe Kinder?

Und noch etwas irritierte – um nicht zu sagen: verstörte – Elfriede: Was sie eben gehört hatte, musste sie notwendig zu dem Schluss führen, schon über einen längeren Zeitraum bewusstlos gewesen zu sein. Festnahme des Täters, seine Ausnüchterung, dann Verhöre, Befunde, Zeugeneinvernahmen, Überführung auf die Sicherheitsdirektion, wo weitere Einvernahmen stattfanden, Auffinden und Befragen von Zeugen – all das konnte nicht innerhalb weniger Stunden geschehen sein, musste vielmehr Tage in Anspruch genommen haben! Automatisch blickte Elfriede zu ihrem Handgelenk, doch da war keine Uhr mehr. Durchs Handy ersetzt. Ein Blick zum Fenster. Draußen herrschte Nacht. Ein Blick an sich hinunter. Sie trug kein Spitalshemd, sondern war in Jeans und Pullover. An den Füßen steckten ihre guten alten Sneakers. Mit einem Loch in der abgetretenen Hartgummisohle, das ihr jetzt peinlich war. Ihre vollständige (wenn auch etwas schadhafte) Bekleidung – stand sie nicht in Widerspruch zum eben Gehörten? Musste Elfriede nicht den Eindruck gewinnen, eben erst hereingetragen worden zu sein? Ihre Zehen – fühlten sie sich nicht noch klamm und kalt an? Dem Bericht des Sanitäters zufolge musste ihre Rettung aus den Klauen des Würgers (vielmehr eines patscherten Nachahmungstäters) aber schon gut zwei, drei Tage her sein. Irgendwie, kam ihr vor, war die Zeit verrutscht. Und überhaupt erschien das umfassende Wissen dieses jungen Mannes über den Stand der polizeilichen Ermittlungen ihr unheimlich. „Was ist denn heut für ein Tag?“, krächzte Elfriede.

„Der elfte Mai.“ Ihren ratlosen Blick bemerkend, vervollständigte er: „Der elfte Mai 2004.“

Das Datum sagte ihr nichts.

„Sie sind im Großen und Ganzen unverletzt, Frau Alberich“, nahm der zweite Sanitäter das Wort. „Nur ein paar harmlose Hämatome vom Hinfallen. Wenn Sie möchten, können Sie aufstehen und nach Hause gehen.“

„Es wäre allerdings ratsam“, setzte der dritte Sanitäter hinzu (die professionelle Munterkeit in seiner Stimme war unübertrefflich), „noch

so lang bei uns zu bleiben, bis Ihr Gedächtnis wieder zurückgekehrt ist.“

An seinem Rat war etwas dran, fand Elfriede. Denn erstens wusste sie im Moment nicht, wo ihr Zuhause war. Zweitens – und das ergab sich aus Erstem – hatte sie keine Ahnung, wie sie dorthin kommen sollte. Drittens erschien es ihr äußerst unattraktiv, ziel- und orientierungslos durch einen nächtlichen Prater zu streifen, in dem, wie sie soeben erfahren hatte, ein Würger sein Unwesen trieb. Und zwar – das war für Elfriede aus dem Gesagten logisch abzuleiten – ein geschickterer, gescheiterer und somit effizienterer Würger, als es der ihre gewesen war.

Sie war also zum Zeitpunkt des Überfalls durch die Prater Hauptallee gegangen. Warum hatte sie sich dort aufgehalten – abends offenbar, oder vielleicht schon in der Nacht? Es wundert Elfriede und missfiel ihr. Sie war nicht mehr die Jüngste, und, wie sie außerdem zu wissen glaubte, alles andere als abenteuerlustig. Bestimmt war der nächtliche Prater der letzte Ort, den sie für einen Spaziergang wählen würde. Warum hatte sie es also getan?

Ihr kam der bizarre Gedanke, diese so gut informierten Burschen könnten auch darüber bestens Bescheid wissen. Und, gefragt nach dem Motiv ihres verhängnisvollen Ausfluges („Warum war ich – eigentlich – im Prater?“), könnten sie glatt imstande sein, ausführlich Auskunft zu geben. Eine solche Allwissenheit aber wäre zu viel für Elfriede gewesen. Das wäre ja, als verfügten sie über ein neuartiges Peilsystem, das ihnen nicht nur die Zukunft der kommenden Tage zeigte, wo die von ihnen geschilderten Vorgänge und Prozeduren sich zweifellos ereignen würden (zumindest sagte Elfriede das ihr Zeitgefühl, das im Moment vor allem ein Zehengefühl war), sondern als vermochten sie es auch, Elfriedes Gründe und Veranlassungen zu erkunden und somit über ihre innersten, gleichsam seelischen Vorgänge Bescheid zu wissen.

Und wenn es so wäre? Wenn die Sanitäter dadurch in der Lage wären, ihrem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen? Sollte sie da nicht ihre Ängstlichkeit und Feigheit überwinden und sich auf das Unheimliche einlassen?

Und was, wenn das Unerklärliche – die Diskrepanz nämlich zwischen den soeben gehörten Fakten und ihrer eigenen Einschätzung der

auf dieser Liege verbrachten Zeit – nichts weiter wäre als verschobene Wahrnehmung? Das Resultat einer vorübergehenden Sauerstoffarmut im Gehirn? Musste sie da nicht jede Erinnerungshilfe nehmen, die sie kriegen konnte?

Doch noch ehe Elfriede eine weitere Frage stellen konnte, sagte der Bursche, der als Erster das Wort an sie gerichtet hatte, mit einem Lächeln – sanft und strahlend und zugleich vollkommen authentisch –, so als würde ihre Zustimmung ihm aufrichtige Freude bereiten: „Bleiben Sie doch noch ein bisschen bei uns, Frau Alberich!“

Genauso herzlich der Zweite: „Bei uns wird Ihnen garantiert nicht fad!“

Der Dritte schloss sich dem Sirenengesang an: „Es wär nicht der Prater, wenn es nicht auch bei uns etwas zu schauen und zu staunen gäb!“

Ihre Zehen, spürte Elfriede, wurden allmählich warm. Dankend nahm sie die Jacke, die man ihr reichte und die sie als die ihre erkannte. Sie durchschritt einen Korridor und betrat einen durchaus gemütlichen Raum. Offenbar der Aufenthaltsraum oder Gemeinschaftsraum des Krankenhauses. Freundliche Wandfarben, beruhigendes Grün üppiger Pflanzen. Anzunehmen, dass die Grundsätze von Feng Shui hinter dieser Einrichtung standen. Beim Anblick der Leute, die hier auf Sofas und Fauteuils saßen und einen Kreis bildeten, kam Elfriede eine weitere mögliche Funktion dieses Ortes in den Sinn: ein Therapie-Gruppenraum. Oder hieß es Gruppentherapie-Raum?

Der Therapeut (Moderator? Coach?) schien sich jedoch nicht unter den Anwesenden zu befinden. Möglicherweise beobachtete er/sie die sich entfaltende Dynamik in einem Nebenraum auf dem Monitor.

Es ginge in ihrem Kreis darum, einfach draufloszusprechen, wurde Elfriede von einer jüngeren Frau, Typus Sozialarbeiterin, gönnerhaft belehrt. „Wir sollen frei assoziieren“, erklärte die offenbar selbsternannte Moderatoren-Stellvertreterin. Und für den Fall, dass Elfriede mit dem Wort nichts anfang, fügte sie hinzu: „Wir sollen sagen, was uns einfällt ...“

Elfriede hatte nicht damit gerechnet, dass von ihr hier irgendwelche Aktivitäten gefordert würden. Die von den netten Sanitätären in Aussicht gestellten Schau- und Unterhaltungswerte hatte sie erwartet, passiv konsumieren zu dürfen.

Die Moderatoren-Stellvertreterin präziserte: „Wir sollen sagen, was uns einfällt bei dem Wort ‚Prater‘“

„Wiener Wahrzeichen“, sagte Elfriede.

„Aber nein“, die andere schüttelte unwillig den Kopf. „Sie müssen das ernst nehmen!“

Was Elfriede ärgerte.

„Es müssen persönliche Assoziationen sein!“

Elfriede lehnte sich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. (Wie sie wusste: eine aufschlussreiche Geste. Das würde dem Beobachter am Monitor im Nebenraum etwas zu interpretieren geben!)

„Tut mir leid. Persönliches mitzuteilen, wird mir nicht möglich sein. Nach einem Überfall leide ich an retrograder Amnesie“, sagte Elfriede. Um gleich ebenfalls die Übersetzung nachzuliefern: „Nach einem Trauma auftretender Gedächtnisschwund.“

Eine üppig gebaute Dame im Minirock, die Elfriede gegenüber saß, beugte sich vor und tätschelte tröstend ihr Knie. Der junge Türke zur Linken der Dame spuckte auf den Boden. Keiner wies ihn zurecht. Vielleicht gehörte das Spucken zu seinem Krankheitsbild, sodass man nicht einschritt. Vielleicht gab er irgendwelchen Gefühlen nach. Oder, wie es im einschlägigen Jargon hieß, performte er seine Gefühle.

„Das wird schon wieder“, sagte die Moderatoren-Stellvertreterin ungerührt.

„Warten wir’s ab“, sagte Elfriede schnippisch.

„Also, ich denke bei ‚Prater‘ an den Mythos vom Sisyphos.“ Die Moderatoren-Stellvertreterin gab ein schönes Beispiel persönlicher Assoziation.

Verständnislose, uninteressierte Blicke folgten ihrer Verkündung. Elfriede war offenbar die Einzige, die etwas damit anfang. Sie hütete sich jedoch, es zu zeigen. Die dicke Dame, die ihr Knie getätschelt hatte – Lurex-Rolli oben, Tigerstreifen-Röckchen unten – stellte sich Elfriede vor: „Ich heiß Senta. Ich bin sozusagen die ‚klassische Praterhur‘. Was ma san, des san ma!“

Die typische Praterhur! Schon etwas in die Jahre gekommen und aus dem Leim gegangen, aber ein Herz aus Gold! Der Mann zu ihrer Rechten trug einen Anzug aus hellbraunem Nadelstreif, mit breiten Schulterpolstern und weiten Hosen mit Aufschlag. Neben sich hatte er einen

kleinen Koffer stehen. Ein Tourist? In welchem Land der Welt trug man noch solche Anzüge? Der Nächste in der Reihe wirkte heutiger. Oder modebewusster: Er präsentierte sich in Kaschmir-Sakko mit rotem Seidenfutter („Edeljackett“), dazu Studiobräune und Föhnfrisur.

Die Moderatoren-Stellvertreterin ignorierte Senta. Sie wollte selber reden.

„Mit Mythos vom Sisyphos meine ich: Als Streetworkerin bist du hier nur frustriert. Oder du wirst zynisch. Die Kids lügen dich an. Sie lügen ja alle an und lügen sich selbst an. Jeder weiß es. Und natürlich belügst auch du die Kids, ist ja klar. Und sie wissen es. Sind ja nicht blöd. Und sie wissen, dass du weißt, dass sie es wissen. Ach, ich weiß nicht!“

„Wasch red’st die Alde denn für’n Scheiß?“, nuschelte der Türke.

„Ihr Job macht ihr keine Freude“, fasste Elfriede die Worte der Streetworkerin zusammen.

„Ein Scheißjob.“ Die Streetworkerin begab sich auf sein Sprachniveau. Ganz nach dem Motto: Man muss die Leute dort abholen, wo sie sind.

„Na und? Warum dusch du’s dann?“, fuhr der (nicht unattraktive, aber durch eine aufgewirbelte Gel-Frisur verunstaltete) Türke sie an.

„Weil – irgendwer muss es tun.“ Nach dieser schwachen Meldung, die niemanden überzeugte, hielt sie erst einmal den Mund.

Senta, die als Tiger-Lily kostümierte „klassische Praterhur“, konnte niemanden unglücklich sehen. „Also, *ich* rede gern mit Streetworkern!“, sagte sie herzlich. „Is’ was anderes als die Freier. Die ewigen Besoffenen! Ah! Was ich die ewigen Besoffenen mit ihren ewigen Halbsteifen satthab!“ Nach dem kleinen Ausbruch an Missmut beeilte sie sich, wieder versöhnlich zu lächeln. Ihr Ton war fast schelmisch, als sie fortfuhr: „Ihr werdet euch jetzt fragen: Warum tut sie’s dann? Warum geht sie auf den Strich? Immer noch? Ich sag’s euch: Weil ich nichts anderes kann. Und ich sag euch, was der Prater für *mich* ist: Der Prater ist ein Fliegenpapierl. Du landest drauf und bleibst picken.“

Man blickte den Jungtürken an. Er war jetzt dran.

„Der Prater, der Prater – Scheiß, der Prater g’hört unsch!“ Er verfiel in übererregte, gleichwohl gewohnheitsmäßige Hektik, sozusagen Rap-Hektik. „Hier schin wir die Herren! Hier schin wir die Kings. Keine Scheiß-Rechten, keine Nazi im Prater! Für di isch daschier Sperrgebiet! Sollen sich trauen und herkommen, Scheiß-Schkins! Scheiß-Hools

nach Match Austria-Rapid! Wir machenschie platt. Die Hools, die Skins, wir machenschie platt. Wir schindie Praterboys. Die Crazy-Boys! Red Brothers! Hip-Hops, Bloods! Wir schindie Kings.“

Der Mann im braunen Nadelstreif unterbrach ihn brüsk: „Im Prater regiert die Dummheit.“

„He, was bischu, Mann?! Klugscheißer?!“

„Die Dummheit ist hier das große Geschäft.“

„Da is’ was dran“, stimmte Senta gutmütig zu.

Der Jungtürke, die Stirn gerunzelt, überlegte immer noch, ob eine Respektlosigkeit vorlag, die nach einem Fausthieb rief.

Die Streetworkerin seufzte resigniert. Murmelte etwas von persönlichen Potentialen, die sie hatte helfen wollen zu entfalten. Und von Kondomen, die sie bei ihrer Betreuungsarbeit zumindest unter die Leute brachte. „Kondome, Intimtücher, Gleitmittel“, zählte sie ihr Angebot auf.

Der Herr im Edeljackett musterte seine polierten Fingernägel, um zu zeigen, wie wenig ihn das alles interessierte. Doch gegen ihn richtete sich in der Folge unerwarteterweise die Attacke des Klugscheißers im unzeitgemäßen braunen Nadelstreif-Anzug.

Zunächst stand er nicht an, sich als ehemals berühmten Bauchredner vorzustellen, der in zwei Filmen mitgespielt habe, und zum Beweis sein Köfferchen aufzuklappen, seine Bauchrednerpuppe herauszunehmen und sie sich mit routiniertem Schwung aufs Knie zu setzen. Von nun an gingen die Blicke der Gruppe gebannt zwischen ihm und seiner Puppe und dann in weiterer Folge zwischen seiner Puppe und dem Herrn im Edeljackett hin und her.

„Spielhallen gibt’s in Wien tausendmal mehr als McDonald’s-Filialen“, erweiterte der ehemalige Bauchredner zunächst ihr Wissen. „Und im Prater ist das große Spieleland für die Kids. Erst wirft so ein Knabe Münzen in die Einstiegsdrogen-Automaten draußen vor der Halle. Wohlgemerkt: Das sind heutzutage nicht mehr Schillinge, sondern Cent! Cent auf Cent werfen sie ein, in der Hoffnung, den Berg Münzen, der drinnen aufgehäuft ist, ja, der schon fast am Umkippen ist, mit der nächsten Münze aus dem Gleichgewicht zu bringen, so dass der ganze Segen sich über sie ergießt. Geschieht aber nie. Als Nächstes trauen sie sich in die Spielhallen. Die sind ja für die Schulstangler

praktischerweise schon ab neun Uhr früh geöffnet. An den Automaten werden die Kids dann süchtig nach Highscores; sie sind angefixt. Und mit der Zeit verlieren sie das bisschen Hirn, das sie vielleicht hatten, an die Spielsucht. Es wird zuverlässig dafür gesorgt, dass sie süchtig werden. Von Spielhallenbetreibern wie dem feinen Herrn hier! Denken Sie *ja* nicht, meine Damen und Herren, dass mit Kindern kein Geld zu machen ist! Der Prater ist das beste Beispiel dafür, wie man sich an den Kindern g'sundstesst! Aber nicht mit dem Kasperl und dem Ringelspiel, o nein! Mit den Spielhallen und den Drogen und dem Strich. Kids sind die kleinen Esel, die arbeiten müssen, ein Geld aufstellen müssen. Zunächst erscheint das Spieleland für sie wie der Himmel. Keine Schule, keine Quälerei mit Tests und Aufgaben, keine Langleweile. Stattdessen Spiel, Spannung und Gratisgetränke.“

„Jugendliche dürfen nur an Geschicklichkeits-Automaten spielen!“, behauptete der Elegante, „da gewinnen sie höchstens ein Gratis-Spiel! Es gibt schließlich Gesetze!“

„Und wer kontrolliert die Einhaltung?“, konnte die klassische Praterhuh (die ihrerseits Grund hatte, sich über den blühenden Baby-Strich zu ärgern) sich nicht enthalten, zu bemerken.

Der elegante Herr zuckte mit den Schultern. „Die Kids haben eine schöne Zeit, na und? Sie sind wenigstens nicht auf der Straße! Bei mir ist kein Homotreff wie die Flipperzentrale! Kein Drogenumschlagplatz wie in der Fortuna-Halle!“

Die Bauchrednerpuppe, die bis jetzt nur den Kopf hin und her gedreht und stumm in die Runde geglotzt hatte, brach in höhnisches Gelächter aus und sagte mit schneidender Stimme: „Er ist ein Wohltäter!“

Man mache sich falsche Vorstellungen von seinen Gewinnen, erklärte der Elegante. Die Vergnügungssteuer pro Glücksautomat werde laufend erhöht und betrage derzeit siebzigtausend im Monat – wahrscheinlich bald hunderttausend! Rasch rechnete er um in die neue Währung. „Das wären dann fünf-, sechs-, siebentausend Euro! Der wahre Gewinner ist die Gemeinde Wien! Mit einer Würge-Steuer vernichtet die Gemeinde eine Branche, die der Jugend und Freizeit dient!“

Die Bauchrednerpuppe öffnete wieder ihre große Klappe. Erstaunlicherweise schien der Spielhallenbesitzer für sie kein Unbekannter zu sein. So, als hätte jemand seine Geschichte auf einen Zettel geschrieben und ihn dem Ventriloquisten vor dem Auftritt zugesteckt. Was er vortrug, klang wie eine Zeitungsmeldung: „Hans-Dieter Sch., Jahrgang neunzehnhundertzweiundvierzig, Betreiber mehrerer Spielhallen und Videotheken – sprich Pornoschuppen – gilt als millionenschwerer Prater-Unternehmer. Wenige Tage vor seinem dreiundfünfzigsten Geburtstag, im Februar neunzehnhundertfünfundneunzig, schleudert Hans-Dieter Sch. zwei Handgranaten vom Typ M 75 in das Institut des Schönheitschirurgen Walter W. und rast dann mit seinem BMW gegen einen ukrainischen Sattelschlepper. Beim tödlich Verunglückten wird ein Abschiedsbrief gefunden, in dem Hans-Dieter Sch. ein Motiv seiner Tat liefert: Mehr als eineinhalb Millionen Schilling habe er dem Schönheitsinstitut gezahlt, weil Dr. W. ihm Hoffnung gemacht habe, sein schmerzvolles Gelenksleiden könne geheilt werden. Aber durch eine falsche Behandlung seien die Schmerzen nur noch schlimmer geworden.“

Der Spielhallenbesitzer saß da wie gelähmt, mimte jedoch den Gleichmütigen.

Nun ergriff – wenn man so sagen möchte – wieder der Bauchredner selbst das Wort. „Sie erkennen den Witz daran? Hans-Dieter Sch. lebte jahrzehntelang von der Dummheit der Menschen und gibt am Ende selbst das verblüffendste Beispiel von Dummheit und Leichtgläubigkeit. Sehen Sie, meine Damen und Herren, die Leute glauben alles, was man ihnen einredet. Sogar, wenn man es ihnen nicht einredet, glauben sie es! Weil sie es glauben wollen. Die Attraktion, die ich Ihnen vorführe, ist das beste Beispiel. Sage ich, dass mein Gustl lebt? Behaupte ich, dass die Worte wirklich aus seinem Mund kommen? Nein, jeder weiß, was ein Bauchredner tut. Bauchreden ist nicht einmal ein Trick. Es ist eine Fertigkeit. Und doch hängen die Blicke der Leute an der Puppe. Und nach wenigen Augenblicken ist es die Puppe, die lebendig ist. Und *ich* bin es, der uninteressant ist. Ich bin nur der Stichwortgeber, während die Puppe ihr Temperament und ihre Schlagfertigkeit entfaltet.“

„Wissen Sie, wie ich jung war, war ich eine richtig fescche Katz“, vertraute die klassische Praterhur ihnen an. „Und ich hatte viele Verehrer. Die was mit mir geschlafen haben. ‚Liebe‘ haben sie dazu gesagt. Warum

ich das erzähl?“ Sie wandte sich an die Bauchrednerpuppe. „Weil dein Herr! ganz recht hat mit der Dummheit! Die Menschen sind so dumm, das glaubt man gar nicht! Und die Frauen überhaupt! Aber dann hatte ich eine Eingebung. Eine richtige Eingebung von oben! An dem betreffenden Tag hab ich mich mit zwei von meinen Verehrern über die Häuser g’haut. Und auf einmal war die Debatte, wer von denen mit mir nach Haus geht. Also, wer mich pudert, auf Deutsch g’sagt.“ Sie imitierte ihre bettelnden Verehrer: Heut bin ich dran! Nein, *ich* bin heut dran! Aber wo! Heute bin *ich* dran. Und dann: Was ist? Wir gehn alle zwei zu dir!“ Dramatische Pause. „Da hab ich beide Hände gehoben. So.“ Sie hob die Hände, Handflächen nach außen. „Und ich hab zu ihnen gesagt: Meine Herren, das kostet. Sonst nix. Nur: Meine Herren, das kostet. Und von diesem Tag an – hat’s was gekostet.“

Sie schüttelt den Kopf, immer noch verwundert. „Unglaublich, wie dumm der Mensch sein kann! Wenn ich mir das durchrechn, was’ bei mir alles gratis gebn hat, ich könnt mich heut noch in’ Hintern beißen!“

Wie die Streetworkerin den Umsitzenden versicherte, habe sie es sich längst abgewöhnt, irgendetwas von dem zu glauben, was die Giftler ihr erzählten. „Es ist alles gelogen. Dass sie therapiert werden wollen! Dass sie einen Job in Aussicht haben! Dass sie heute nichts gedrückt haben! Dass s’ nicht grad vom Häusl kommen, wo s’ dem Kunden einen geblasen haben! Gelogen! Gelogen! Gelogen! Sie können gar nicht mehr anders. Es ist für sie eine Überlebensstrategie, zu lügen, zu tricksen und zu täuschen. Man darf das nicht persönlich nehmen. Es giftet mich nur manchmal, dass sie glauben, ich glaub ihnen! Dass sie mich für so blöd halten! *Das* nehm ich persönlich.“

Gustl, die Bauchrednerpuppe, drehte ruckartig den Kopf zur Streetworkerin und verriet – Bosheit in der Stimme – auch ihre jämmerliche Geschichte: „Julia B., geboren neunzehnhundertfünfundsechzig. Nach Abbruch der Sozialakademie jobbt sie als Messebetreuerin. Dann als Barfrau im Bermuda-Dreieck. Dann absolviert sie einen Berufsorientierungskurs des Arbeitsmarktservice. Lässt sich vom AMS zur Lebensberaterin ausbilden, um hernach eine Zeitlang andere Arbeitslose zu Lebensberatern auszubilden. Erhält eine Anstellung als Streetworkerin im Verein ‚Off Road Kids‘, in dem sie inzwischen seit drei Jahren tätig

ist. Orientiert sich erneut neu und beginnt, sich bei großen Handelsketten um eine Stelle als SitzkassiererIn zu bewerben. Am zwölften Februar neunzehnhundertvierundneunzig werfen Jugendliche Steine von der Praterbrücke aus auf Radfahrer in der Hauptallee. Ein Stein trifft die radelnde Julia B.“

Aus Diskretion vermied man es, die Streetworkerin anzustarren.

Und als der Jungtürke völlig unerwartet ein Gedicht vortrug – selbstgedichteter Song, wie er beteuerte –, taten alle, als lauschten sie ihm aufmerksam. Diesmal nuschelte er kaum.

„Hab so viel Scheiße erlebt,/Jeden Tag hab ich gefleht, dass ein/Engel zu mir kommt,/Mir meine Hoffnung wieder schenkt,/Bis die Trauer sich senkt./Mein Herz ist gefroren, aber die/Seele, sie brennt.“

Und wieder übernahm es die Bauchrednerpuppe, die Biographie des jungen Mannes „Jussuf M., geboren neunzehnhundertachtundsiebzig“ zu skizzieren, die nicht weiter außergewöhnlich war: „Jussuf war zunächst ein guter Schüler, bis sich im Alter von zwölf Jahren seine Leistungen drastisch verschlechterten. Er besuchte die Schule nur noch unregelmäßig und ging ohne Hauptschulabschluss ab. Zuvor schon hatte er sich einer Praterbande angeschlossen, die sich ‚Psychobillies‘ nannte. Seither hat Jussuf diverse Haftstrafen für Körperverletzung und unerlaubten Waffenbesitz abgesessen.“

Mehr gab es über Jussuf M. noch nicht zu berichten. „Wenn du im Kampf verlierst, bist du ein Hund!“, sagte er und prüfte mit vorsichtiger Handbewegung, ob seine Frisur noch saß.

„Ich glaube, mir fällt etwas zum Prater ein“, bekannte Elfriede. „Etwas Persönliches. Da ist ein Hund – Max.“

„Alle müssen jetzt zahlen“, sagte die Praterhur heiter. „Fünfzig Euro. Wurscht, ob oral oder normal. Auch die Spießler, die nur zuschauen wollen. Auch Zuschauen kostet!“

„Wen ich so richtig gefressen hab, das sind die Borderliner“, klagte die Streetworkerin. „Den einen Tag sind sie scheißfreundlich – Julia hier, Julia da –, am anderen gehen s’ auf dich los – schreien dich z’amm!“

„Max wartet auf mich“, erzählte Elfriede der Bauchrednerpuppe.

„Sie will also wieder hinunter“, schnatterte die Bauchrednerpuppe. So als sei es eine Pointe.

Elfriede, erstaunt: „Hinunter?“

Der Spielhallenbetreiber zur klassischen Praterhur: „Gegen die Halbsteifen lässt sich doch was machen. Da gibt's was Neues: Viagra. Noch nicht im regulären Handel, aber mit Beziehungen ...“

Davon hatte Senta noch nie was gehört. Hans Dieter Sch. versuchte, ihr die Wirkungsweise des neuen – wie soll man sagen – Medikamentes zu beschreiben.

Eine Hand legte sich leicht auf Elfriedes Schulter. Die drei Sanitäter waren wieder da und bedeuteten ihr, mitzukommen.

Im Hinausgehen hörte sie, wie die Praterhur erklärte, dass ihr dieses Viagra oder Viagar noch gefehlt hätte. „Da könnt ich mir ja gleich den Steinernen Gast einladen! Der find't ja dann *nie* a End!“

(Hat sie das wirklich gesagt? Hab ich mir das nur eingebildet?)

Weitergehend, hörte Elfriede die Bauchrednerpuppe leiern: „Elfriede A., geboren neunzehnhundertvierundvierzig, Pensionistin. Kommt seit drei Jahren regelmäßig in den Würstelprater, um hier einen Hund namens ‚Max‘ zum Gassi-Gehen abzuholen. Ihre Ausflüge mit Max führen sie vor allem in den Grünen Prater. Die Besitzer des Tieres, Chris und Aline Tate, Jahrgang neunzehnhundertsiebenundvierzig respektive siebenundsechzig, betreiben seit neunzehnhundertneunzig das Fahrtunternehmen ‚Geisterwelt‘. Für ihre Dienstleistung erhält Elfriede A. kein Honorar. Stattdessen wurden ihr Freifahrten auf der Geisterbahn angeboten, welches Angebot sie jedoch nicht in Anspruch nimmt.“ Spöttisches Lachen der Bauchrednerpuppe.

Vom Folgenden verstand Elfriede nur noch das Wort ‚Scheiben‘. Kurz überlegte sie, umzukehren und weiter zuzuhören. Weil es jetzt ja offenbar um *ihr* Leben ging. Doch sie ging weiter.

Elfriede wurde an ein Panoramafenster geführt, Jalousien glitten hoch. Sie war darauf gefasst gewesen, draußen Praterwiesen zu erblicken. Nicht erwartet hatte sie jedoch, den Prater in etwa hundert Metern Tiefe unter sich liegen zu sehen. Jetzt kam das Riesenrad in den Blick, langsam glitten sie darüber hinweg.

„Wir fliegen ja!“, rief Elfriede.

„Wir sind eine mobile Einsatzgruppe“, sagte einer der drei weiß gekleideten Burschen, „da ist es praktischer, wenn man sich durch die Luft bewegt.“

„Seit wann gibt es das – euch?“

Die drei blickten einander an, ehe einer antwortete: „Schon länger.“

„Aber. Aber.“

„Aber Sie haben uns noch nie gesehen, Frau Alberich“, vollendete er ihre ansatzweise Rede.

„Sie können das Luftschiff ja auch nicht sehen!“, erklärte der Zweite.

„Es ist unsichtbar“, der Dritte.

„Also gut, wenn Sie wieder hinunterwollen –“

„Max wartet“, erzählte Elfriede auch ihnen. Ein anderer Grund fiel ihr nun einmal nicht ein. „Danke für die Erste Hilfe“, setzte sie höflich hinzu. Erhielt einen kleinen Rucksack (ihren Rucksack), den sie sich umhängte.

„Sie haben Ihr Gedächtnis wiedererlangt?“

„Aber ja!“, schwindelte Elfriede. Und, als fühlte sie, dass auch sie schlussendlich noch ihren Beitrag zur dynamischen Gruppensitzung, oder wie immer man so etwas nannte, leisten müsse, sagte sie: „Für mich ist der Prater der Ort des Bösen.“

Sie spürte den Stich einer Injektionsnadel. Wie alles, was von den drei Sanitätern kam, war er zart und schmerzlos.

Hinter Elfriede ragte das Riesenrad in den Himmel. Doch sie war nicht im Riesenrad gefahren, sondern in einem Luftschiff, einer Art fliegenden Sanitätsstation. Elfriede legte den Kopf in den Nacken. Selbst wenn dieses Luftschiff noch dort oben dahinzöge, sie hätte es nicht sehen können. Es herrschte Hochnebel. Ein trüber Tag war angebrochen.

Max wartet, wusste Elfriede. Das war etwas, das feststand. Anderes – wer sie war, woher sie kam, wohin sie gehörte – blieb ihr einstweilen noch verborgen. Zum ersten Mal fragte sie sich, ob sie denn träume oder wache. In einem Traum festzustecken, selbst in einem Albtraum, wäre ihr in Anbetracht ihrer Ratlosigkeit fast lieber gewesen. Immerhin, in ihrem kleinen Rucksack fanden sich neben einer zusammengefalteten wasserdichten Schirmkappe, Papiertaschentüchern, Küchenpapier, einem kleinen Handtuch, einem Sackerl mit Hundekeks und einem Handy auch Brieftasche und Schlüssel. Das war schon einmal etwas! Es war schon einmal entschieden mehr, als sie üblicherweise in ihren Albträumen bei sich zu tragen pflegte. Über ihre Albträume

wusste Elfriede selbst in dieser Stunde, da sie sonst nichts über sich wusste, bestens Bescheid: In ihren Albträumen befand sie sich auf dem Heimweg, hatte sich jedoch hoffnungslos verirrt. Hatte außerdem keinen Wohnungsschlüssel bei sich. Auf irgendeine Weise gelangte sie dennoch stets heim, gelangte sie stets auch in ihre Wohnung. Entweder befand sich der Schlüssel in einem vertrauten Versteck, oder die Wohnungstür war gar nicht abgesperrt, stand sogar einen Spalt offen.

Diesmal war es wohl kein Traum. Schon allein deshalb, weil sie in ihren Träumen nie wusste, dass sie träumte – ja, nicht einmal die Möglichkeit in Betracht zog, sie könnte träumen. Während sie jetzt diese Möglichkeit zumindest ins Auge fasste. (Klang irgendwie nach Descartes. „Ich denke, ich träume, also bin ich wach.“) In ihrer Brieftasche fand sich eine Jahreskarte der Städtischen Verkehrsbetriebe mit ihrem Foto. Alt sah sie darauf aus und unansehnlich. Darunter ihr Name: Elfriede Alberich. Ausgerechnet Elfriede!

Auf der Zeitansage ihres Handys war es neun. Die Reinigungswagen hatten die Wege und Plätze des Würstelpraters sauber gekehrt. Noch ließen die ersten Touristen sich nicht blicken, nicht einmal die japanischen. Nur da und dort regte sich in einem Imbissstand erstes Leben. Elfriede steuerte eine Cevapcici-Bude an.

„Einmal Kostprobe bitte und einen Pfiff Bier.“ (Descartes – Cevapcici – Pfiff Bier. Ihr kulturelles Erbe war offenbar nicht verschüttet.)

Während Elfriede das Grillen der Fleischröllchen abwartete, fiel ihr Blick auf das noch geschlossene Kassa-Häuschen der nächsten Geisterbahn. Und eine Erinnerung stieg in ihr auf.

Sie war dieser Frau auf einem Seminar begegnet. Thema der Veranstaltung: „Das Böse in der Literatur“. Beim Abendessen saß man gemeinsam an einem Tisch. Die Frau fiel auf. Unter all den bunten Vögeln – Lehrerinnen, Dozentinnen, Bibliothekarinnen mit hennarot gefärbten Locken und handgestrickten Pullovern – erschien sie wie die Abgesandte einer düsteren Gegenwelt: tintenschwarzes Haar, schwarz umrandete Augen, Gesichtsfarbe geisterbleich. Sie redete nicht viel. Schwielig lieber, doch mit dem wissenden Lächeln der Eingeweihten. Nach ihrem Beruf befragt, sagte sie: „Geisterbahn im Wiener Prater. Ich sitz in der Kassa.“

Es rückte Marie Luise sogleich in den Mittelpunkt des Interesses. Sie schien es gewohnt zu sein. Hatte aber nicht viel über ihr Metier zu erzählen. Nur zwei Geschichten waren Elfriede im Gedächtnis geblieben. Bei einer ging es um den erstaunlichen, wenn auch einleuchtenden Sachverhalt, dass in Geisterbahnen nachts die Fahrgeschwindigkeit der Wagen beträchtlich erhöht wurde, damit es den Besoffenen nicht einfiel, unterwegs auszusteigen und irgendwelchen Rambazamba zu treiben.

„Rambazamba?“

„Die zerreißen Leichenhemden und spucken Mumien an!“

Bei der zweiten Anekdote ging es um einen Vater, der seinen Sohn zur Fahrt in der Geisterbahn zwang, obwohl der Kleine Angst hatte und sich verzweifelt dagegen sträubte. Schließlich wurde das heulende Kind mit einer heftigen Ohrfeige zum Verstummen gebracht. Und dann – vielleicht im Anschluss an diese Geschichte – Marie Luisens Bemerkung: „Der Prater ist der Ort des Bösen.“

Seltsam. Keine der Zuhörerinnen hatte diesen Satz bemerkenswert gefunden. Nur Elfriede hatte nachgehakt: „Der Ort des Bösen?“ Es klang so pathetisch. Doch die Reaktion auf ihre Frage war nur ein geheimnisvolles Lächeln gewesen. Und angesichts des allgemeinen Desinteresses hatte Elfriede gleich angefangen zu zweifeln: War der Satz überhaupt gefallen? Hatte sie sich verhöhrt?

Am Ende der Seminarveranstaltung war Elfriede dann zu ihrer Überraschung von Marie Luise eingeladen worden, sie doch einmal im Prater zu besuchen. „Unsere ist die kleinste Geisterbahn. Heißt ‚Geisterwelt‘“

Elfriede versprach es. Und sie hielt ihr Versprechen. Die „Geisterwelt“ war nicht nur die kleinste Geisterbahn, sondern auch die armseeligste. Gewiss, die Fassade bot die üblichen Versatzstücke: Teufel, Gespenster, Monster, Gerippe. Doch alles war schäbig, ja in geradezu erbärmlichem Zustand. Das Monster stand windschief da und grinste verlegen. Und aus dem „Haupt des Geköpften“ baumelten Plastikschläuche, die wohl Luftröhre und Speiseröhre darstellen sollten. Marie Luise saß in der Kassa, riss Karten ab, betätigte Hebel und ermahnte streng, nicht zu rauchen und während der Fahrt den Wagen nicht zu verlassen. Der Wagen fuhr an, krachte gegen die sich daraufhin öffnende Schwingtüre, und dahinter erschollen sogleich Entsetzensschreie

und Angstgeheul aus der Konserve. Nichts an diesem Ort, was zu einem längeren Verweilen, einem angeregten Gespräch eingeladen hätte. An eine Fahrt in der Geisterbahn dachte Elfriede nicht einmal im Traum. Doch zu Marie Luises Füßen lag Max.

Max war nicht ihr Hund, erfuhr Elfriede. Vielmehr gehörte er den Betreibern der Geisterbahn, einem jungen Ehepaar („Naja, sie ist jung, er ist alt“, korrigierte Marie Luise sich.) Weil Chris und Aline Tate noch anderen Beschäftigungen nachgehen müssten – er als Automechaniker, sie als Kellnerin –, helfe Marie Luise eben tagsüber in der Kassa aus. Es sei eine nette Abwechslung. Und Max, den die Tates vor Kurzem erstanden hätten, sei ja sehr lieb und so weiter. Aber er werde nicht lang so klein bleiben, und wer solle ihn dann äußerln führen?

„Ich jedenfalls nicht“, sagte Marie Luise entschieden. „Ich bin fußmarod.“

Es war Max, der Elfriede dazu bewog, der Geisterbahn eine Woche später erneut einen Besuch abzustatten. Die Bemerkung über den Ort des Bösen hatte sie da schon halb vergessen.

Marie Luise mit ihrem wissenden Lächeln sagte, sie habe alles so vorausgesehen, wie es gekommen sei: Max sei ein lebhafter junger Hund. „Die Tates gehen mit ihm in der Früh Gassi und am Abend Gassi. Aber was ist tagsüber? Ihm ist fad. Jetzt fangt er an, die Dekoration anzufressen.“

Die Tates müssten ihn wieder hergeben. Was traurig sei, weil der Hund sehr an ihnen hänge. „Sie haben geglaubt, er sitzt den ganzen Tag da und passt auf. Aber das ist ein Hund, der laufen muss. Ein Laufhund. Ich kann nicht mit ihm laufen, ich bin fußmarod.“

In Elfriede reifte ein Plan. Zwar war es eine Tatsache, dass auch sie bereits – altersbedingt – anfing, ihr linkes Knie, wie man so schön sagt, zu „spüren“, aber sie spazierte gern durch Wald und Au. So lang es halt noch ging. Und dann – Max hatte ihr Herz gewonnen. Elfriede bat Marie Luise, das Ehepaar Tate zu fragen, ob ihnen damit geholfen wäre, wenn der Hund zwei-, dreimal in der Woche zu einem Ausflug in den Grünen Prater abgeholt würde. Dabei könne er sich austoben und würde nachher eine Ruhe geben und darauf verzichten, die Dekoration anzufressen. Die Tates nahmen Elfriedes Vorschlag dankbar an. Elfriede

holte Max vormittags ab, ging mit ihm in den Grünen Prater, ließ ihn laufen und Stöckchen holen und im Heustadelwasser schwimmen und gab ihn nachmittags wieder bei der Geisterbahn ab. Marie Luise versicherte, dass Max nach diesen Spazierläufen meist schlafe „wie ein Ratz“. Ihr linkes Knie „spürte“ Elfriede bald nicht mehr. Es war verjüngt. Sogar im folgenden Winter holte sie Max ab. Von einer Kfz-Werkstatt im Stuwerviertel, in der Chris Tate arbeitete.

Elfriede nippte an ihrem Pfiff Bier und dachte an die Tates. Er alt, sie jung. Chris kam aus Kalifornien. Dort, im legendären Haight Ashbury District von San Francisco hatte er zu den „gentle people with flowers in their hair“ gehört; zu jenen, die mitgeholfen hatten, die Hippie-Bewegung in Gang zu setzen. Und so sah er auch aus. Langer dünner Pferdeschwanz, Jesus-Latschen, Joints, wenn es gemütlich wurde. Er war sehr nett. Elfriede hatte versucht, ihm die Wiener Gemütlichkeit zu erklären.

„Verstehe, it’s groovy“, sagt Chris.

„Wenn ich wüsste, was ‚groovy‘ ist“, sagte Elfriede.

„Gemütlich“, sagte Chris.

„Ja, aber die Wiener Gemütlichkeit ist noch einmal was Spezielles“, sagte Elfriede.

„Ein Prosit der Gemütlichkeit!“, summte Chris.

Elfriede tat, als würde es sie beuteln. „Die Wiener Gemütlichkeit ist eine ganz andere als die deutsche! Bei uns hat Gemütlichkeit eher was mit dem Sterben zu tun. Damit, dass uns das Sterben auch schon wurscht ist. Weil’s g’rad so gemütlich ist. Gehts und verkaufts mei’ G’wand, i fahr in Himmel!“

Und so weiter und so fort. Elfriede plauderte gern mit Chris. Mit Aline konnte sie nicht so locker plaudern. Aline war stumm. Oder so gut wie. Sie brachte nie den Mund auf. Nur bei ihrer ersten Begegnung war es anders gewesen. Damals war mehr als ein Satz von ihr gekommen.

„Aline! Was für ein schöner Name“, hatte Elfriede gesagt.

„Meine Großmutter hieß Aline. Eigentlich hatte sie einen anderen Namen. Aber mein Großvater nannte sie immer Aline.“

So still und stumm erschien Aline, dass Elfriede die romantische Theorie entwickelte, sie sei etwas zurückgeblieben. Lebensuntüchtig.

Tramhapert, wie man in Wien sagt. Und der um so viel ältere Chris habe es sich zur Aufgabe gemacht, sie vor der bösen Welt zu beschützen. Die Theorie hatte nur einen Fehler: Die Welt war nicht böse zu Aline. Aline war eine Schönheit. Ihre Schönheit war nicht auffallend, eher still, doch umso eindrucksvoller, gleichsam nachhaltig. Und diese Schönheit, verbunden mit ihrer Schweigsamkeit, verlieh ihr eine Art Unantastbarkeit, sie privilegierte sie.

Ida erzählte, dass Aline, die in diversen Prater-Betrieben kellnerte – zur Zeit tat sie es im „Grill-Turm“ –, dabei „im Stehen schlafe“. Was nicht etwa zur Folge habe, dass man ihr kündigte, sondern, dass die Gäste – zumindest die Stammgäste – es übernähmen, sich selbst zu bedienen. Elfriede konnte die Geschichte ja nicht ganz glauben. Aber wenn Ida es sagte ...

Hallo! – Da war ihr nun auch Ida eingefallen!

Die Cevapcici waren fertig. Elfriede stellte erfreut fest, dass die Schleusen der Erinnerung anfangen, sich zu öffnen.

Ida Roll. Hieß sie wirklich so, oder hieß nur ihr Betrieb an der Hauptallee so? „Roll. Fahrradverleih und Erfrischungen“. Allerdings gab es bei Ida keine Cevapcici sondern nur Kaltes. Bis auf den Kaffee, der war heiß. Mit Ida hatte sie sich bald angefreundet. Als Max' Pfote einmal blutete und sie versucht hatte, das Blut abzuwischen und die Verletzung zu finden, war Ida aus ihrem Geschäft getreten und hatte angeboten, Max einen Druckverband anzulegen. Den hatte sie immer vorrätig. Für den Fall, dass einmal ein verletzter Hund an ihrer Bude vorüberkam. So war Ida – tüchtig, umsichtig, hilfsbereit.

„Vielleicht hat Aline Tate ja die Schlafkrankheit“, hatte Elfriede gemutmaßt. „Narkolepsie.“

„Möglich“, hatte Ida gesagt und Elfriede anvertraut, dass sie ebenfalls an einer merkwürdigen Krankheit gelitten habe, von der sie jedoch inzwischen völlig geheilt sei: dem „Tourette-Syndrom“, dem anfallartig auftretenden, unbezwingbaren Drang, hemmungslos zu schimpfen.

Ausgerechnet Ida! Und geheilt war sie vermutlich wirklich, Elfriede hatte sie noch nie schimpfen gehört. Im Unterschied zu Adelheid. Die schimpfte gern. Eine Menge Leute, die da in ihrer Erinnerung auftauchen! Sie schien ja mit dem halben Prater bekannt und sogar befreundet zu sein!

Die „Geisterwelt“ war noch nicht geöffnet. Elfriede setzte sich davor auf eine Bank und wartete. Seit sie sie das erste Mal erblickt hatte, hatte die Tate-Geisterbahn nicht an Glanz gewonnen. Vielleicht wirkte sie deshalb so schäbig, weil die anderen Geister- und Grottenbahnen und Gruselkabinette des Praters immer prächtiger wurden. Weil die anderen Betriebe, wenn schon nicht Fantasie und Geschmack, so doch den Ehrgeiz ihrer Gestalter bezeugten, größtmöglichen Ekel und Schauer hervorzurufen. Alles strahlte eisernen Optimierungswillen aus. Während die „Geisterwelt“-Kreationen das Etikett „Verlegenheitslösung“ trugen und sträflich vernachlässigt wurden. Nicht, dass nicht auch Chris Tate Träume gehabt hätte, Einfälle, Pläne. Wäre er sonst hier im Prater gewesen? Nein, sein Plan war vielmehr zu groß, zu gewaltig. Er tüftelte daran seit Jahren. Er war davon besessen. Kein unmögliches Projekt, aber hinlänglich verrückt. Es passte zu ihm. Aber passte es in den Prater? War es überhaupt noch zeitgemäß? Sich in den Himmel katapultieren zu lassen, sich das Beuschel aus dem Leibbeutel zu lassen – *das* war zeitgemäß! Chris dagegen wollte das „Pepperland“ der Beatles nachbilden. Er war ein treuer Fan der Liverpools Vier. Die es längst nicht mehr gab. Und jener uralte Zeichentrickfilm, in dem die Beatles in einem gelben Unterseeboot die Meere der Fantasie durchkreuzen, um endlich das verzauberte „Pepperland“ vom Banne der „Blue Meanies“ zu erlösen, sollte das Vorbild seiner Geister- oder Grottenbahn sein. Chris wollte keine Leichen, die aus Särgen schnellten; er wollte stattdessen den armen „Nowhere Man“ herumkaspern lassen, der ja eh so eine Art Wurstel war. Die wunderbaren Geschöpfe der grünen Tiefe wollte er zeigen. So etwas Ähnliches, behauptete Chris, habe es hier im Prater schon einmal gegeben, es hieß: „Die Fahrt in der Taucherglocke“.

„Aber es ist schon sehr – sehr –“ Elfriede suchte nach einem Wort für die Markt-Unfähigkeit von Chris Tates Konzept. „– sehr intellektuell“, sagte sie.

Chris hob die breiten alten Schultern. Sein Hemd war, wie es sich gehört, geblümt, sein Lederwams speckig. Traum ist Traum, dachte er wohl. Man kann es sich nicht aussuchen. Elfriede war immer gerührt, wenn Chris über das Pepperland sprach. Sie hörte ja die Musik dabei: „Picture yourself in a boat on the river with tangerine trees and marmalade skies ...“

Elfriede dachte nicht ohne Wehmut: Wenn Chris das Pepperland endlich errichtet hat – was ja ein enormer technischer Aufwand sein muss, vom finanziellen ganz zu schweigen –, wenn das endlich einmal hier steht, dann wird niemand sich mehr an den Film „Yellow Submarine“ erinnern!

Sie dachte: Wird Chris sich die Tantiemen für die Musik überhaupt leisten können? Aber sie sprach ihre Bedenken nicht aus. Traum war Traum. Und Max, der Hund, hieß ja in Wirklichkeit auch gar nicht Max sondern Maxwell. Nach dem boshafte kleinen Anarchisten mit dem Silberhammer.

Elfriede sah Max mit dem Luiserl um die Ecke biegen. (Sie pflegten Marie Luise immer nur „das Luiserl“ zu nennen, wenn sie über sie sprachen, Elfriede und ihre Prater-Freundinnen. Neben Ida war da noch Adelheid von der Schießbude. Und die Vierte im Bunde war Constanze von der Tabaktrafik. Ihr Gedächtnis, es kehrte zurück!)

„Ihr naht euch wieder – schwankende Gestalten?“, bedachte Elfriede die in ihrer Erinnerung auftauchenden Prater-Freundinnen mit einem Goethe-Zitat. (Oder hieß es: „Ihr naht euch wieder, wankende Gestalten?“)

„Hallo Max“, gurrte Elfriede mit der ganzen Zärtlichkeit ihres ältlichen Herzens. Max wedelte mit dem Schwanz.

„Guten Morgen, Marie Luise.“

Marie Luise blickte drein wie immer, nämlich so, als blicke sie in alle Abgründe der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Sie betrachtete sich als Expertin für Höheres und Tieferes. Deshalb beschloss Elfriede, ihr nichts vom Luftschiff zu erzählen. Marie Luisen Hang zur Esoterik nervte sie nämlich. Immerhin war Marie Luise mit ihrem gruftigen Look ein ordentlicher Aufputz, wenn sie in der Kassa saß und ihren Spruch ins Mikrofon raunte: „Schon Nostradamus hat geweissagt: Im Prater ist das Tor zur Hölle. Kommen Sie, meine Damen und Herren. Seien Sie auf alles gefasst!“

Sie hätte den Spruch wenigstens mehrsprachig draufhaben müssen, fand Elfriede. In Anbetracht der zahlreichen Touristen im Prater und der dritten Generation nicht so recht Deutsch sprechender Türken.

Aber Marie Luise ignorierte den Vorschlag. An Umsatzsteigerung schien sie genauso wenig interessiert wie die Tates. Auch dass sie nebenbei auf Bestellung Horoskope berechnete, geschah nicht, um reich zu werden, sondern weil sie sich dazu berufen fühlte.

Elfriede nahm die Hundeleine. Max schnaubte kurz. Das tat er, wenn er sich freute. Er hatte viel im Repertoire, um seine Freude zu zeigen. Statt jedoch ihre Schritte unverzüglich zur Hauptallee, in den Grünen Prater, zum von Max so geliebten Heustadelwasser zu lenken, steuerte Elfriede auf das Riesenrad und den unmittelbar daneben gelegenen Tabak- und Souvenirladen ihrer Freundin Constanze zu. Vielleicht berichteten die Zeitungen ja vom Überfall. Es war zwar an sich kein spektakuläres oder folgenschweres Verbrechen, jedoch irgendwie – wenn auch auf eine verhaschte Art – der Bestandteil einer Serie. Zeitungen liebten Serien.

Von den Personen, die sich in der Trafik zu schaffen machten, Ansichtskarten in die Ständer taten, neue Souvenirs auspackten, nicht verkaufte Zeitungen des vergangenen Tages zu Paketen schnürten, kannte Elfriede nicht einmal die Hälfte. Dunkel wusste sie aber, dass alles Familienmitglieder waren. Verlassen konnte man sich nur auf die Familie. Und da die Trafik an dieser zentralen Stelle im Prater eine Goldgrube darstellte, war keiner der Familie sich zu schade, ein paar Stunden im Laden zu stehen, auch kurzfristig einzuspringen oder eine Urlaubsvertretung zu übernehmen. Die Familie Hellmesberger ähnelte gewissermaßen einem Ameisenvolk mit Kollektivseele, und die Seele empfand: Der Laden muss brummen.

Constanze – attraktiv, stilsicher, elegant – zeigte Elfriede das „Souvenir des Tages“, wie sie die jeweils aktuellen Verkaufsschlager zu nennen pflegte. Heute war es eine kleine männliche Figur, die auf Knopfdruck den Mantel aufriss und einen erigierten Penis zeigte. Dazu ertönte ein heller Jodler. Die übrigen Damen im Geschäft lächelten anerkennend. Constanze war für die Akquisition von derartigem Trash zuständig, und sie hatte wirklich ein Händchen dafür. Alles Knüller.

„Apropos Perverse“, sagte Elfriede, „steht etwas von einem neuen Überfall im Prater in der Zeitung?“

„Nein“, sagte Constanze. Auch die anderen schüttelten die Köpfe.

„Wieder der Würger?“

Elfriede hob die Schultern. „Ich weiß nicht. Mir ist vorgekommen – ich hab etwas gehört.“

„Im Prater! Ausgeschlossen. Das wüssten wir hier!“ Das kam von der Seniorchefin. Die achtzig war und mit dem Rollator vom Parkplatz zur Trafik rollte. Die alte Dame hatte recht. Ein neuer Überfall wäre hier das Tagesgespräch gewesen. „Hat man eine Leiche gefunden?“

„Ich dachte nur, ich hätte so was gehört“, wiederholte Elfriede.

Eine Enkelin oder Nichte guckte in den Computer, konnte aber auch im Internet nichts finden. Also war nichts gewesen.

Trotzdem sagte Constanze, die ihrer eigenen Logik folgte: „Das nimmt kein Ende.“ Nachdenklich betrachtete sie das widerliche Püppchen in ihrer Hand und ließ es nochmals jodeln.

Elfriede ahnte, was in der Freundin vorging. „Willst du eine Würger-Puppe in Auftrag geben?“

„Kommt drauf an – wie könnte eine Würger-Puppe denn aussehen –“

„Komm, Max, wir sausen.“

„Wartet!“ Constanze nahm aus einer Lade ein Hundekeksi und reichte es Max.

Elfriede überlegte, ob sie sich den Überfall nur eingebildet hatte. Nein, den Überfall wohl nicht, von dem war ihr ja keine Erinnerung geblieben, nur ein leicht schmerzender Hals. Aber diese Sanitätsstation, die sich als ein hoch über dem Prater schwebendes Luftschiff entpuppt hatte? Die gruppenspezifische Sitzung mit Jungtürken, Spielhallenkönig und klassischer Praterhur?

„Ist's ein Traum?“, sagte Elfriede zu Max. Max blickte kurz zu ihr auf, schwieg und dachte sich das Seine.

Aber Elfriede musste mit jemandem darüber reden. Also Ida. An Idas Fahrrad-Verleih führte der Weg in die Hauptallee ohnehin vorbei. Und wenn sie gerade nichts zu tun hatte ...

Ida hatte zu tun. Mehreres gleichzeitig sogar. Sie händigte drei Fahrräder aus, schrieb sich die Ausweisnummer der Kunden auf, verkaufte zwei Eisbecher und einen Espresso. Ihre Rottweiler-Hündin Gioia und Max beschnupperten einander. Max wedelte mit dem Schwanz, Gioia,

die nichts hatte, mit dem sie wedeln konnte, wackelte mit dem Hintern. Elfriede wartete, bis Ida frei war, und überlegte. Was sollte sie sagen? Ich hab geträumt, ich war in einem Luftschiff? Dort traf ich auf ein Panoptikum von Prater-Typen?

„Gestern gut nach Hause gekommen?“, fragte Ida und reichte Max und Gioia je ein Hundekeks.

„Ich weiß es nicht“, sagte Elfriede. „Um ehrlich zu sein.“

„Filmriss“, sagte Ida. Ida hielt nichts vom Saufen, war aber Trinkern gegenüber tolerant. Sofern sie nicht minderjährig waren oder Rad fahren wollten.

Elfriede gab sich Mühe, ihr immer noch darniederliegendes Gedächtnis wiederzubeleben. War sie gestern in irgendeinem Gastgarten versackt? Wenn, dann musste es mit Adelheid gewesen sein! Adelheid verließ nachmittags nur zu gern die Schießbude, die dann von ihrem Ehemann übernommen wurde, um mit Elfriede auf ein Bier zu gehen. Es war immer sehr gemütlich mit Adelheid. Allerdings nicht ungefährlich. Adelheid und Elfriede tranken nämlich mit unterschiedlicher Geschwindigkeit, sodass immer das Glas der einen leer, das der anderen jedoch noch halbvoll war. Keine aber wollte die Freundin mit dem halbvollen Glas sitzen lassen oder selbst mit einem halbvollen Glas sitzen gelassen werden – zu schweigen davon, ein halbvolles Glas stehen zu lassen. So bemühten sie sich, im Laufe weiterer Bestellungen zu einem Gleichstand zu kommen. Es konnte Stunden dauern.

„Du musst vorsichtig sein“, mahnte Ida.

„Hast du schon einmal ein Luftschiff über dem Prater schweben gesehen?“, fragte Elfriede.

„Klar!“

„Ein großes Luftschiff!“

„Ja. Große und kleine!“

„Machst du Witze?“

„Hier sind oft Luftschiffe am Himmel. Werbung meistens!“

„Nein, das meine ich nicht – ich meine eher – ein unsichtbares Luftschiff.“

Elfriede erkannte selbst, wie blöd sich das anhörte. Doch Ida zog die Möglichkeit eines unsichtbaren Luftschiffs ernsthaft in Erwägung.

„Klar, wenn es diesig ist – so wie heute – und wenn es ein weißes ist, dann sieht man es am Himmel fast nicht. Hast du eines gesehen?“

„Ich glaube, ja.“

„Besser ein weißes Luftschiff als weiße Mäuse.“ Ida wandte sich neuen Kunden zu.

Das diesige Wetter hielt die Leute offenbar nicht davon ab, Rad fahren zu wollen. Eigentlich gab es kein Wetter, das Radfahrer und Jogger von irgendetwas abhielt. Leider, dachte Elfriede. Sie konnte Radfahrer und Jogger nicht ausstehen, weil sie Max regelmäßig dazu anregten, hinter ihnen herzujagen. Das Wort „diesig“ gefiel ihr übrigens in dem Zusammenhang. Was ist das Gegenteil von „diesig“? Doch wohl „jenseitig“!

Ida, der Inbegriff einer vernünftigen, patenten Frau, hatte ihr eine mögliche Erklärung für die Unsichtbarkeit des Luftschiffs gegeben. Wenn auch keine Erklärung für die Sonderbarkeiten, die sich darin abgespielt hatten.

Und hatte sie mit Ida nicht auch noch über ihren Würger – Möchtegern-Würger, besser gesagt – reden wollen? Es fiel Elfriede erst ein, als sie längst weitergegangen war.

„Wahrscheinlich war das Ganze nur ein seltsamer Traum“, teilte sie Max mit. Um gebildet fortzufahren: „Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen, das ist es, was uns –“

Ja was? Wie ging es weiter? Dass ihr schon wieder eine Zeile der klassischen Literatur in den Sinn kam, und zwar unvollständig, ließ, was ihre Person anging, zwei Schlüsse zu: Erstens, dass sie über eine gewisse Bildung verfügte, und zweitens, dass diese Bildung womöglich soeben dabei war, sich aus ihrem System zu vertschüssen. Alles, was sie wusste, war, dass die Träume, vor denen Hamlet Angst hatte, etwas weit Unangenehmeres waren als eine Fahrt durchs Meer der Unlogik in einem unsichtbaren Luftschiff. Ja, sogar unangenehmer als eine vor sich hin labernde Streetworkerin. Hamlet fürchtete sich vor Tod und ewiger Verdammnis. Vor der Hölle.

Und natürlich musste Elfriede jetzt wieder an Marie Luise denken, die ja tatsächlich glaubte, was sie in der Kassa der Geisterbahn verkündete: dass nämlich der Prater das Tor zur Hölle war. So als befände die Hölle sich direkt unter dem Rummelplatz. Pech und Schwefel statt Grundwasser.

Wie sich herausgestellt hatte, befasste Marie Luise sich systematisch mit den dunklen Seiten dieses Ortes und führte darüber Buch. Mord und Totschlag und überhaupt alles, was an Pleiten, Pech und Pannen im Prater geschah, wurde von Marie Luise aufgezeichnet. Auch Zwischenfälle, die, so behauptete sie, sich erst in der Zukunft ereignen würden.

Elfriede hatte einmal einen Blick in ihre Aufzeichnungen machen dürfen. Sie hatte vom vernichtenden Brand der Molzer-Geisterbahn gelesen, vom abgebrochenen Turm des Kettenfliegers, vom Brand im „Grand Autodrom“, im „Hubertus-Schießstand“ und im „Thriller-Haus Jack the Ripper“. Beim schrecklichen Unfall mit dem „Paratower“ war eine Gondel vierzig Meter tief abgestürzt. Auch aus dem Hochgeschwindigkeitskarussell „Taiga-Jet“ hatte es einen Fahrgast geschleudert. Dann der Zusammenstoß zweier Wagen auf der Hochschaubahn. Das abgebrannte Kinder-Ringelspiel – abgefackelt von betrunkenen Hooligans nach einem der zu Recht gefürchteten Fußballmatches Austria-Rapid im Happel-Stadion. Ein Besoffener, der ins „Exstasy“-Karussell torkelte, während es schon anfuhr, und von den rotierenden Wagen zerquetscht wurde. Dann, selbstverständlich, der Aufsehen erregende Tod eines Joggers. Er wurde von einem Schneeräumgerät – gelenkt oder vielmehr nicht gelenkt durch einen infolge Vollrausches eingenickten Fahrer – niedergemäht.

Selbst der Befall der legendären Kastanien in der Hauptallee durch die Miniermotte wurde von Marie Luise zu den Zeichen des Bösen gezählt. (Was Elfriede nur voll und ganz unterschreiben konnte. Bei der Miniermotte hörte sich jede Tierliebe auf.)

Jetzt im Mai waren die Kastanien allerdings frisch und grün, die Seele vergaß die braunfleckigen und verdorrten Blätter des Sommers. Drum küss und küss – nicht säume! Denn Frühling ist wieder in Wien! Oder hieß es „drum küss, nur küss“? Oder, die Version für den Pollenallergiker: „Drum nies und küss“.

Elfriede war erleichtert darüber, sich so vieles – Gewusstes und allerdings auch Nichtgewusstes – durch den Kopf gehen lassen zu können. Sie musste nur intensiv nachdenken! Schließlich würde ihr alles wieder einfallen. Zum Beispiel: Wer sie war, und was sie so trieb im Leben. Vom Gassi-Gehen mit Max in der Prater-Au einmal abgesehen.